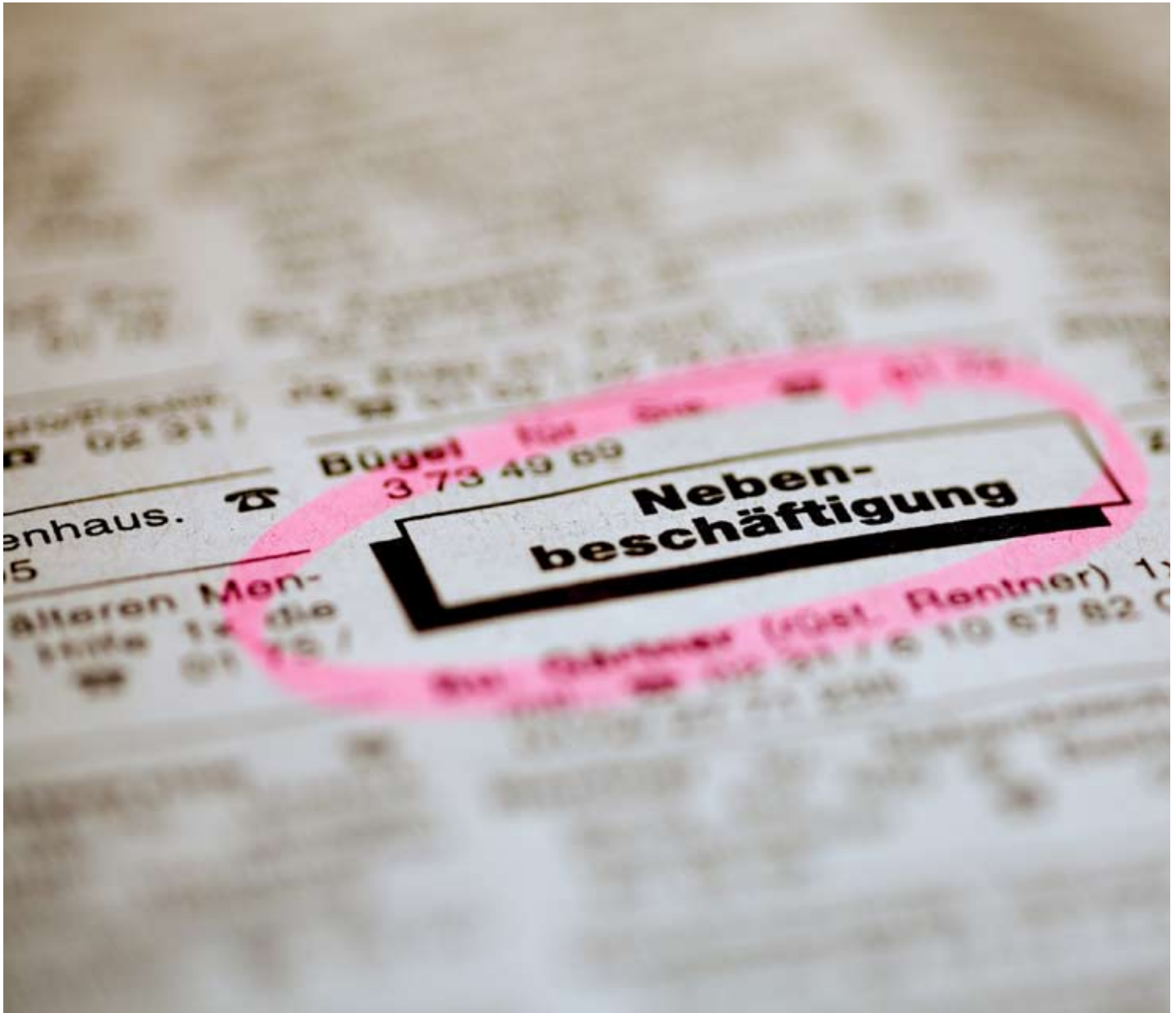




Leben als Christ



*Leben als Christ: Eine Nebenbeschäftigung?
Der Glaube: Fundament und Mitte des Lebens?*

*“Ob Christus gelebt hat, das ist für uns nicht die Frage;
wir wollen wissen: Wo sind die Christen, und was tun die
Christen?” (Ein Marxist)*

Herausgegeben von der Katholischen Glaubensinformation
Melchiorstr. 15, 65929 Frankfurt

Telefon: 069/330097-0, Fax: 069/330097-17 E-Mail: kgi@kgi.org
www.kgi.org oder www.internetseelsorge.de

Foto: (c) by fotolia.com



Leben als Christ

Der heutige Mensch denkt realistisch, er will Tatsachen und Ereignisse. Er glaubt nur, was er sieht. Dahinter steht die Absicht, alles kritisch zu überprüfen. Gott kann man nicht sehen, Christus hat vor fast 2000 Jahren gelebt. Aber sehen kann man

Menschen, die an Gott glauben, die den Namen Christi tragen. An ihnen will der heutige Mensch ablesen können, was es mit Christus auf sich hat.

Den Statistiken zufolge sind wir weithin noch ein "christliches Volk". Die Statistik beantwortet aber nicht die Frage, wie viele in unserem Land ihren Glauben wirklich ernst nehmen und als Christen leben. Wird der Glaube vieler nicht nur noch mühsam vom Milieu, der Tradition oder der Konvention gestützt? Man erinnert sich des Taufscheins bei der Hochzeit, bei der Geburt eines Kindes oder dem Tod eines Verwandten. "Wir leben in einem Heidenland mit christlicher Vergangenheit und christlichen Restbeständen" (Karl Rahner). Aber wann ist man überhaupt Christ? Wenn man getauft ist und einer Kirche angehört? Macht einen der regelmäßige Kirchengang zum Christen? Oder indem man sich bemüht, so zu leben, wie man glaubt, dass Jesus es vorgemacht habe?

Neue Perspektiven

Der Anfang des Christseins geht von Gott aus, ist Geschenk. Der Mensch, der gläubig wird, trifft auf Gott. Damit tun sich ihm ganz neue Dimensionen auf. Er ist nicht mehr Zufallsprodukt einer blinden Evolution, nicht nutzlos, unbedeutend, überflüssig und beliebig: Für den glaubenden Menschen ist Gott nicht nur der Schöpfer der Welt, sondern zugleich "Vater", der seine Kinder kennt und liebt. In dieser Sicht bekommt

manches einen anderen Stellenwert. Seine Beziehung zu Gott gibt dem Leben eine neue Ausrichtung, stellt es vielleicht auf den Kopf. Er gewinnt andere Maßstäbe als die Menschen um ihn herum. Was vorher vielleicht wirr und widerspruchsvoll aussah, ordnet sich auf eine lebendige Mitte hin. Leben und Welt klären sich. Der Mensch versteht sich selbst auf einmal viel besser, weil er die Zusammenhänge sieht.

Der Christ – ein Realist

Er orientiert sich an der Wirklichkeit – aber an der *ganzen*, nicht an einem Ausschnitt. Der Horizont des Christen endet nicht bei dem, was er handgreiflich vor sich hat; auch nicht beim Tod. Dieser Blick macht ihn nicht untauglich für die Welt, im Gegenteil: er kommt zu einem tieferen Urteil über sich selbst und über die Welt, in der er steht. Er sieht sozusagen alles mit der "Welt-Anschauung" Gottes, er erklärt sich mit der Auffassung Gottes von Welt und Mensch solidarisch. Alles wird für ihn zum "göttlichen Bereich" (Teilhard de Chardin), in dem er verantwortlich und selbstbewusst das Werk des Schöpfers weiterführt. So trägt er zur Entfaltung und Verbesserung der Welt bei. Alles, was die Menschheit bewegt – die Frage nach Krieg und Frieden, nach Schuld

und Vergebung, nach einer menschenwürdigeren Gesellschaftsordnung, der rechten Verteilung des Reichtums unserer Erde – all das sucht er in dieser Sicht zu beurteilen.

Der Christ lebt also nicht bloß aus der Summe menschlicher Erfahrungen. Er lebt aus der Begegnung mit Gott. Es geht darum, dass er sich mit Gott einlässt: auf ihn hört, auf ihn schaut – und danach handelt!

Die Wirklichkeit gebietet

Alles gut und schön. Aber wo begegnet mir denn Gott, auf welche Weise spricht er zu mir, wenn wir zunächst von der Offenbarung noch absehen? In geheimnisvollen inneren Stimmen, blitzartigen Erleuchtungen und anderen außergewöhnlichen Ereignissen? – Keineswegs! Das meiste, was Gott uns zu sagen hat, erfahren wir – wie jeder andere Mensch – auf eine sehr konkrete Weise: durch die Wirklichkeit, die uns umgibt.

Die Alltäglichkeiten sind die Sprache Gottes in der Welt. Der Mensch haust nicht in einem "luftleeren" Raum. Tausenderlei Ursachen und Wirkungen sind es, die ihn tragen und mit unzähligen anderen Wesen verknüpfen. Diese Wirklichkeit fordert ihn

an, und in ihr spricht Gott ihn an. Auf all das soll er die sachgemäße, richtige Antwort geben. Das ist gemeint, wenn wir von der "Schöpfungsordnung" oder dem "Gesetz der Natur" oder auch von dem "Natürlichen Sittengesetz" sprechen.

Die in der Charta der Menschenrechte niedergelegten Grundrechte sind ein Katalog solcher allen Menschen möglichen und daher alle Menschen verpflichtenden



Erkenntnisse: Unversehrtheit des Leibes und des Lebens; Recht auf Freiheit, Freizügigkeit, Arbeit, Bildung, Information; Recht auf eheliche Gemeinschaft, Freiheit der Religionsausübung und Weltanschauung. Sie ergeben sich aus der "Natur" des Menschen. Diese Natur ist von Gott gewollt. Ansonsten hätte er uns anders geschaffen.

Diese Normen sind der willkürlichen Verfügungsgewalt des Menschen entzogen. Ein Vorstoß gegen solche Grundrecht bedeutet Schuld. Die Fragen der Grund- und Menschenrechte kann die Kirche daher nicht allein Wissenschaftlern, Philosophen und Politikern überlassen. Sie beansprucht nicht nur ein Mitspracherecht, sondern sie versteht sich als "Hüterin" dieser in der Schöpfung grundgelegten Werte und Rechte.

Die Störung dieser Ordnung ist immer ein Attentat auf die Lebenswirklichkeit, sie ist Un-Natur und rächt sich früher oder später. Schäden und Katastrophen sind die Folge: Untreue zerstört Familien, Unterdrückung ruft Aggressionen und Revolutionen hervor, Zügellosigkeit führt zur Selbstzerstörung. Ausbeutung der Natur, Verschmutzung der Umwelt vermindern unsere Lebensmöglichkeiten.

In all diese Wirklichkeiten weiß sich der Mensch von Gott hineingestellt. Darum ist er kein Fremder in der Welt, sondern Treuhänder, Verwalter, der in der Schöpfung Gottes seine eigene Sache sieht. Der Nichtglaubende meint oft, dass er allein die Erde wirklich ernst nimmt. Kann man sich aber eine größere Verantwortlichkeit allem gegenüber denken, als wenn der Mensch in diesen Gegebenheiten den Anruf Gottes erkennt?

Immer wieder hat der Mensch – zum eigenen Schaden – den Versuch gemacht, sich selbst zum Maß aller Dinge zu erheben. Wir alle kennen Schlagworte wie: "Was dem Volke nützt, ist gut"; oder: "Der Zweck heiligt die Mittel". Mit solchen Grundsätzen verliert der Mensch leicht die Maßstäbe für die rechte Lebensordnung und schadet sich damit selbst. Was zunächst nach einer besonderen "Weltliebe" aussieht, erweist sich später oft als Ruin der menschlichen Gesellschaft.

Damit kommen wir zu einer wichtigen Erkenntnis: Es ist für den Menschen gar nicht so leicht, die Wirklichkeit, in der er lebt, zu entschlüsseln und zu erkennen, was hier und jetzt an sachgemäßem Verhalten von ihm gefordert ist. Gesellschaftliche oder wirtschaftliche Gegebenheiten z.B., aber auch individuelle Schwäche und Bequemlichkeit können unser Erkennen trüben. Wohl jeder weiß, wie hart der Kampf um das Gute sein kann, und wie leicht wir zu Entschuldigungen neigen. "Was man wünscht, das glaubt man gern."

Zwei Hilfen stehen aber unserer Erkenntniskraft als Maßstäbe zur Verfügung: die eigene sittliche Urteilsfähigkeit, die wir das Gewissen nennen, und die Kundgabe des Willens Gottes in der Offenbarung des Alten und Neuen Testaments. Über beides müssen wir nun sprechen.

Das Gewissen

Ein angeborener Kompass

Jeder Mensch – ob gläubig oder ungläubig –vermag zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Er ist von Natur aus begabt mit einem Gespür, einer Art "ethischem Instinkt" für das, was er tun soll. Diese angeborene Fähigkeit nennen wir das Gewissen (vgl. Kapitel 3).

Wenn in unserer Gegenwart ein wehrloses Kind misshandelt wird, dann reagiert "etwas" in uns ganz spontan und eindeutig: das ist gemein und schlecht. Es drängt uns, einzugreifen. Und wenn wir es aus mangelnder Zivilcourage unterlassen, dann lässt es uns lange keine Ruhe.

Das Gewissen lässt sich vergleichen mit einem Kompass, der uns den Weg zeigt; es ist wie ein Radargerät, das uns heraufziehende Gefahr meldet. Vor einer Entscheidung spornt es an oder warnt, nach der Tat erfahren wir Freude oder Unbehagen (Gewissensbisse).

In den letzten 150 Jahren wurden zahlreiche Einwände gegen die "Naturgegebenheit des Gewissens" erhoben. Es sei keine angeborene Fähigkeit, sondern durch eigene oder stammesgeschichtliche Entwicklung, durch Erziehung und Milieu gebildet, also letztlich manipulierbar (so Darwin, Nietzsche und Freud).

Niemand leugnet, dass viele Umstände das Gewissen mitprägen, es bilden oder verbilden helfen. Wenn wir sagen, das Gewissen sei angeboren, so meinen wir damit nur die allgemeine Fähigkeit, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden, nicht aber alle jeweiligen wechselnden Inhalte und konkreten Ausprägungen. Die Gewissensanlage ist mit der Sprachfähigkeit zu vergleichen. Sie ist allen Menschen gemeinsam, findet ihre Verwirklichung aber in verschiedenen Sprachen.



III. Schrift und Gewissen

In der Bibel wird das, was wir Gewissen nennen, meist "Herz" genannt. Damit ist gemeint, dass der Gewissensspruch aus der personalen Mitte des Menschen kommt. Er ist also nicht nur Sache des Verstandes, des Willens oder des Gefühls, sondern kommt aus der Tiefe des Menschen, aus dem "Ich" (vgl. Röm 2,14,15).

Weil die Gewissensentscheidung "aus dem Herzen des Menschen" kommt, weil in einer solchen Entscheidung der ganze Mensch engagiert ist, darum ist jeder einzelne gegenüber seiner klaren Gewissensentscheidung zum Gehorsam verpflichtet. Und zugleich ist diese für jeden anderen Menschen unantastbar. Das Gewissen ist die letzte Instanz, über die hinaus keine Berufung mehr möglich ist. Gott beurteilt uns nicht nach unserem äußeren Tun, sondern nach dem, "was aus dem Herzen kommt" (Mt 15,18).

Gewissensbildung

Die Gewissensentscheidung kann einem niemand abnehmen, auch nicht die Kirche. Weil diese Entscheidung so wichtig und unumgänglich ist, ist es notwendig, die Anlage des Gewissens zu entwickeln und zu pflegen. Dabei macht das Gewissen einen Wachstumsprozess durch. Wir unterscheiden drei Stufen: das Gewöhnungsgewissen (ohne eigene Einsicht in Gut und Böse ahmt das Kind die

Eltern nach); das Identifikationsgewissen (die innere Annahme der vorgelebten Normen); das mündige Gewissen (das Vorbilder beurteilt, sich mit Autoritäten auseinandersetzt und zu eigenverantwortlichen Entscheidungen kommt).

Viele Menschen sind auf der zweiten Stufe stehen geblieben. Auch als Erwachsene bleiben sie von irgendwelchen Autoritäten abhängig, scheuen ein eigenes Urteil und persönliche Verantwortung. Darum sollen Eltern ihren Kindern gegenüber nicht nur fordern oder verbieten, sondern Einsicht in das Gute zu wecken suchen. Sie sollen innere Begründungen aufweisen und durch das gelebte Vorbild bekräftigen.

Das Gewissen entwickelt sich und reift am besten durch die Gewissenstätigkeit selbst; so wie ein Autofahrer weniger in der Fahrschule als durch die Fahrpraxis lernt, sein Auto sicher zu beherrschen. Durch Vernachlässigung, Gewissensträgheit oder gar häufiges gewissenloses Handeln kann die Fähigkeit abstumpfen oder ganz verkümmern. Denn allzu leicht ist der Mensch versucht,

das Urteil seines Gewissens zum eigenen Vorteil zu verfälschen. – Umgekehrt kann sich durch Überängstlichkeit ein skrupulöses Gewissen entwickeln, das in allem und jedem das Böse vermutet.

Die Psychologie hat uns wachsamer gemacht, auch krankhafte Fehlformen zu erkennen. Übertriebene Schuldgefühle und Sündenängste sind oft keine Reaktion des Gewissens auf schuldhaftes Versagen, sondern Ergebnis einer durch Erziehung und Erlebnisse verformten Persönlichkeit.

Umso notwendiger ist eine "Gewissenshygiene". Wie ein Messgerät dauernd überprüft werden muss, so muss sich das Gewissen dauernd an Maßstäben orientieren: nämlich an der Schöpfungsordnung und am Wort Gottes. Beide finden ihren Niederschlag u.a. in den Geboten.

Normen, Gebote und Gesetze

Gebote überholt?

Mancher sieht gleich seine Freiheit bedroht, wenn er etwas von Geboten hört. Mag sein, dass eine Erziehung, die nur auf einem autoritären "Du sollst, Du musst" aufgebaut war, diese innere Abwehr hervorruft. Eine solche Reaktion wäre gut verständlich. In Wirklichkeit aber handelt es sich bei den Geboten Gottes um Lebensregeln, die auf das Glück des Menschen hinzielen. Niemand wird behaupten wollen, dass rücksichtsloser Gebrauch der Macht, dass Lüge und Diebstahl, Ausbeutung und Ehrabschneidung, Mord und Unterdrückung zum Wohl des einzelnen oder der Gemeinschaft beitragen. Die Gebote schützen Werte, ohne die das Menschenleben kaum erträglich ist; sie artikulieren das ungeschriebene Grundgesetz menschenwürdigen Verhaltens.

Aber die Gebote geben keine genauen Verhaltensregeln für jede erdenkliche Situation. Sie zeigen immer nur eine untere Grenze auf. Sie können nicht die eigene menschliche Entscheidung abnehmen. Fragen der Überbevölkerung, der Genforschung, des Gebrauchs neuer Medikamente usw. lassen sich nicht mehr in Gebote fassen. Die Erfordernisse und Situationen einer modernen differenzierten Gesellschaft sind so vielfältig, verschieden und komplex, dass die Gesellschaft dann in einem Sumpf



von Gesetzen, Paragraphen und Ausführungsbestimmungen ersticken müsste. Darum bleibt ihre Anwendung auf den einzelnen konkreten Fall immer Sache des Gewissens. Aber die Gebote leisten bei dieser Entscheidung wertvolle Hilfe. Es

wäre darum verfehlt, Gebote und Gewissen gegeneinander ausspielen zu wollen; denn in seinem Kern fällt das Gewissen mit dem in der menschlichen Natur angelegten Sittengesetz zusammen. Beiden geht es um das Gute. Beide haben ihren verpflichtenden Charakter von dem Urheber aller Ordnung, nämlich von Gott – nicht aber aus dem praktischen Verhalten der Mehrzahl der Menschen. Darum kann niemals etwas Schlechtes deshalb gut werden, weil viele oder alle es tun.

Menschliche Vorschriften und Gesetze

Von den Gottesgeboten unterscheiden sich Satzungen und Forderungen, die durch menschliche Autorität – den Staat, die Kirche – aufgestellt wurden. Sie sollen die Werte und Ordnungen verdeutlichen, die in den Geboten Gottes geschützt werden und diese für jede Zeit und Kultur auslegen. In vielen Fragen nämlich ist das Gewissen unsicher. Daher ist es zu verstehen, wenn Papst, Bischöfe oder Laienverbände sich zu Fragen der Ethik äußern oder auch zu Fragen der politischen und wirtschaftlichen Ordnung.

Das heißt nicht, dass die Kirche für alle Lebensfragen fertige Rezepte hätte. Auch sie muss um das Verständnis des Willens Gottes zusammen mit all ihren Gliedern, mit Nichtchristen – aber auch mit sachverständigen Ungläubigen – immer neu ringen.

Deshalb kann man nicht ausschließen, dass spätere Zeiten aufgrund neuer Erkenntnisse bessere Möglichkeiten der Verwirklichung des Guten finden.

Daher haben kirchliche Gesetze und Vorschriften nicht den gleichen Rang wie die Gottesgebote, selbst dann nicht, wenn sie als ausdrückliche Kirchengebote aufgestellt werden (vgl. Kapitel 23); sie sind veränderlich. Dennoch haben sie verpflichtende Kraft; denn auch das Wandelbare und Verbesserungsfähige kann verbindliche Entscheidungen fordern. Oft müssen wir uns mit vorläufigen Antworten zufrieden geben und auch den Mut zu solcher Vorläufigkeit haben.

Auch kirchliche Leitlinien oder Gebote sind also niemals Ersatz für die eigene Gewissensentscheidung. Das bedeutet keinen Freibrief, sondern größere Verantwortlichkeit.

Das “neue Gebot” Christi

Das Leben des Christen ist nicht ein sklavischer Gehorsam gegenüber dem Buchstaben des Gesetzes. Immer wieder besteht die Gefahr aus dem Gesetz eine “Gesetzlichkeit” zu machen. Dagegen hat sich schon Christus gewandt (vgl. Kapitel 5). Er betont, dass nicht Befolgung des Buchstabens, sondern die Absicht entscheidend sei; nicht erst der Totschlag ist Sünde, sondern bereits der Hass, ja die Lieblosigkeit.

Wer gesetzlich denkt, fragt sich: Wie weit darf ich gehen, wo beginnt die Verpflichtung, und wo hört sie auf? Wo lässt mir das Gesetz eine Masche, um hindurchzuschlüpfen? So versuchen manche Christen, auf dem schmalen Grat zu balancieren, der zwischen Gut und Böse liegt. Sie wollen zwar nicht sündigen, aber sie möchten alles mitnehmen, was noch nicht verboten ist.

Dieses “Grenzdenken” ist die Gesetzlichkeit, die Christus ablehnt. Es ist die Haltung des Untertans, des Sklaven, der gehorcht, weil er Strafe fürchtet. Anders denkt schon der Verwalter. Er fragt nicht mehr: Was muss ich unbedingt tun?, sondern: Was kann ich tun?

Noch weiter aber geht die Liebe. Sie fragt über das, was erlaubt oder geboten ist, hinaus nach dem “mehr”. Sie weiß zu unterscheiden nach dem Gut und Besser; sie sucht die jeweils schönere Lösung, die wirklich christliche Antwort. Nicht erst das Böse, sondern schon die Unterlassung des Guten wertet sie als Versagen. Das “neue Gebot” Christi heißt darum: Liebe. Sie fordert den Menschen weit mehr ein, als Gebot und Gesetz es vermögen; denn sie kennt keine Grenzen. Sie ist des Gesetzes Ende und Erfüllung, denn sie macht es überflüssig (vgl. Röm 13,10).

Zur “Freiheit befreit”

Jetzt verstehen wir, warum Paulus immer wieder Freiheit und Gesetz gegenüberstellt. Wo er das “Gesetz” ablehnt, meint er Gesetzlichkeit, propagiert aber nicht etwa Zügellosigkeit. Christliche Freiheit bedeutet nicht Willkür; denn Willkür versklavt den Menschen. Auch Freiheit kennt Bindung. Aber nur eine Bindung macht den Menschen sogar noch von sich selbst frei: die Liebe.

Jede Freiheit findet ihre Grenze am Mitmenschen und dessen Freiheitsraum. Nur scheinbar frei ist, wer immer tut, was er will. Sagen wir nicht, dass ein solcher Mensch abhängig sei von seinen Launen, seinen Trieben oder



seinem Besitz, von seinem Stolz und seiner Machtgier? Gerade diese Menschen wöhnen sich oft frei, aber weil sie zu sehr an etwas "hängen", sind sie eben doch – "abhängig"

Liebe – und tu, was du willst

Diese "Kurzformel" wird falsch verstanden, wenn man vermutet, hier werde christlicher Glaube zu "halben Preisen" angeboten und alles ausgeklammert, was

jemand lästig sein könnte. Augustinus wollte damit vielmehr sagen: Wer Gott (oder einen Menschen) von Herzen liebt, der wird versuchen, alles gut und richtig zu machen. Ein Liebender ist niemals "Minimalist", der fragt, was er unbedingt tun muss. Eher wird er im Übereifer des Guten zuviel tun.

Aber auch das ist möglich: Jemand kann sich mühen, Gottes Gebote zu erfüllen, am Gottesdienst teilzunehmen, Notleidenden zu helfen – kurzum, so zu handeln, wie man das allgemein von einem Christen erwartet; dennoch hat er vielleicht noch nicht einmal angefangen, als Christ zu leben – weil er nur Gewöhnungen weiterführt, oder weil er in alldem sich selbst sucht, oder weil er aus Furcht handelt. Es fehlt die Liebe. Man mag aber Pflichterfüllung noch so sehr häufen, es ist unwahrscheinlich, dass daraus Liebe wird (wohl aber wird echte Liebe zur Erfüllung von Pflichten führen). Wer also bei der Erfüllung von Geboten oder Pflichten stehen bleibt, verfehlt den Einstieg ins Christentum. Kein Wunder, dass er nie das Eigentliche seines Glaubens erfährt, dass er darum auch unbefriedigt bleibt, und dass er auf seine Umwelt kaum überzeugend wirken kann.

Am Anfang des Christseins steht das Bewusstsein, von Gott angenommen, geliebt zu sein; nicht Knecht, sondern Freund, ja Kind und Erbe zu sein. Aber auch Freundschaft kennt eine Ordnung, auch der Sohn kennt eine "Bindung" an den Vater – weit enger sogar als der Knecht. Er weiß sich seinem Erbe verpflichtet – und dennoch ist seine Einstellung von Grund auf anders als die des Untertans. Weil **K i n d** Gottes, fragt der Christ auch nach dem Willen Gottes. Er macht Gottes Sache zu seiner Sache und betet darum: Dein Wille geschehe. Darum kann Christus alles in dem einen Gebot zusammenfassen: "Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Denken. Dies ist das wichtigste und erste Gebot. Ebenso wichtig ist das zweite: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" (Mt 22,36-40). Da wird gleichrangig nebeneinander genannt: die Liebe zu Gott, zum Mitmenschen, zu sich selbst.

Damit ist gesagt, dass reine Mitmenschlichkeit nicht genügt. Viele meinen, das "praktische Christentum der Tat" sei der einzig wahre Gottesdienst. Hier wird eine Dimension unterschlagen: die Gottesliebe fehlt. Sie ist freilich nicht Sache eines unkontrollierbaren Gefühls, sondern eher des Willens. Wer liebt, der sucht vom anderen auszugehen, von ihm her zu denken, der bekommt auf einmal Zeit für den anderen, der spricht mit ihm.

Andererseits darf die Gottesliebe nie dazu verleiten, den Menschen neben uns zu übersehen. Wo fromme Kirchgänger im Alltag unerfreuliche Zeitgenossen sind, lassen auch sie die Hälfte aus; denn wenn jemand sagt: "Ich liebe Gott, aber seinen Bruder hasst, ist er ein Lügner; denn wer seinen Bruder, den er sieht, nicht liebt, kann Gott nicht lieben, den er nicht sieht ... Wer Gott liebt, soll auch seinen Bruder lieben" (1 Joh 4,20).

Seid vollkommen...

Niemand ist von dieser Liebe ausgenommen. Christus dehnt das Hauptgebot auch auf die Feinde aus. "Liebet eure Feinde, tut Gutes denen, die euch hassen, betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Kinder eures Vaters im Himmel werdet, der seine Sonne aufgehen lässt über Gute und Böse und regnen lässt über Gerechte und Ungerechte. Wenn ihr nämlich nur die liebt, die euch lieben, welchen Lohn habt ihr dafür? ... Tun das nicht auch die Heiden?" (Mt 5,44 ff). Hier stehen wir an dem Punkt, wo christliche Forderung über das, was unser natürliches Empfinden als recht und billig erscheinen lässt, hinausgeht. Die "Magna Charta" des Christentums, nämlich die Bergpredigt, steigert diese Forderungen bis ins Grenzenlose, ja bis ins Unmögliche: "Ihr sollt also vollkommen sein, denn auch euer himmlischer Vater ist vollkommen" (Mt 5,48).

Diese Forderung darf nicht entmutigen, kein Mensch kann sie erfüllen. Aber ist es nicht auch im alltäglichen Bereich schon so, dass die Ziele immer höher gesteckt sein müssen? In dem Augenblick, wo ein Mensch das Erstrebte erreicht hat, sehnt er sich nach etwas Neuem, noch Weitergehendem. Würde er sich mit dem Erlangten zufrieden geben, wäre sein Leben schal und ohne Spannung. So stellt auch die christliche Botschaft Ziele vor Augen, die nicht eingeholt werden können, und darin liegt ihre Dynamik.

Von daher sind die radikalen Forderungen Christi zu verstehen: "Wer zu mir gehören will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn



wer sein Leben retten will, wird es verlieren" (Mt 16,24 ff). Was als Lebens- und Leibfeindlichkeit verdächtigt wird, erweist sich – schon im Erfahrungsbereich oft als Lebenssteigerung und -gewinn. Ein heutiger Psychologe sagt in diesem Zusammenhang: "Nur in dem Maße, in dem wir uns preisgeben an die Welt und an die Aufgaben und Forderungen ... nur in diesem Maße erfüllen und verwirklichen wir auch uns selbst ... Es gilt, dass der Mensch nur in dem Maße er selbst ist, in dem er sich selbst übersieht und vergisst" (Viktor E. Frankl, Der Mensch auf der Suche nach Sinn).

So werden auch die "Evangelischen Räte" verständlich, die einen Weg der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams vorschlagen, wie er z.B. in den Orden versucht wird.

Modellfall Christus

Christliches Leben besteht nicht in der Bindung an einen Sittenkodex, sondern an eine Person, eben an Christus. Sein Leben und sein Wort sind die Orientierungspunkte. Mt 4,19 berichtet, wie Jesus seine Jünger sammelte und ihnen zurief: "Folgt mir nach!" Sie verließen sofort ihre Fischernetze und folgten ihm.

Christus nachfolgen bedeutet aber nicht, ihn kopieren. Wir möchten gern für alles fertige Gebrauchsanweisungen. Gerade die aber gibt Christus nicht, denn er will das Gute nicht festlegen, sondern ständig weiterführen und verbessern. Sein Vorbild ist der Maßstab, ein Modell. Ein Modell aber ist offen und will von jedem entsprechend seiner Eigenart und Fähigkeit, aber auch entsprechend der jeweiligen Zeit verwirklicht werden. Das eigene Nachdenken und die eigene Entscheidung werden darum keinem erspart.

Die Heilige Schrift nennt das alles kurz und bündig: Wir sollen ein "anderer Christus" (vgl. 2 Kor 5,17 u.a.) werden. Wie er liebt und dient, sollen wir lieben und dienen. Darum geht der Christ täglich bei Christus in die Schule und bespricht sich mit ihm im Gebet: "Wie würdest du in dieser Situation handeln?"

Das hört sich alles gut an. Aber ist nicht Christus mit seiner Lebensweise gescheitert? Wer konsequent christlich leben will, wird vor den anderen oft als unvernünftig dastehen. Wer auf Gewalt und Ellenbogenfreiheit verzichtet, nicht unter allen Umständen auf Erfolg aus ist, wer seine Feinde liebt, sich unter Nachteil für das Recht

einsetzt, sich auf die Seite des Schwächeren stellt, wer nach der Wahrheit sucht und zu alledem noch Zeit für das Gebet ausspart, der gilt von vornherein als lebensuntüchtig, der ist gelegentlich "der Dumme" in der Welt. Wundert es uns, wenn viele das nicht wollen – oder nicht fertig bringen?

Hier liegt der Grund, dass man sagen kann: Die Wirklichkeit sieht anders aus. Oder: Die sind auch nicht besser. Es ist Tatsache: Unsere Gesellschaft als ganze wie auch viele einzelne sind weit davon entfernt, wirklich "christlich" zu sein. Ist das ein Alibi für die eigene fehlende Bereitschaft? Oder soll man jemandem das Christsein absprechen, der das nicht schafft? Keiner hat das Recht, pharisäerhaft über andere zu urteilen; keiner kennt die Lebensbedingungen und die Schwierigkeiten des anderen. Wo jemand sich um die Verwirklichung bemüht, wo einer unter seiner Halbheit leidet, immer neu beginnt, da bekennt sich Christus zu ihm, wie wir aus vielen Stellen der Heiligen Schrift wissen. Es gehört Mut zu dem Eingeständnis: "So wie ich jetzt lebe, bin ich noch nicht fertig. Auf meinem Weg gibt es Fortschritt, aber auch Rückschritt, oft verliere ich das Ziel aus dem Auge." Die Forderungen des Evangeliums verbieten Stillstand. Wer die Worte Jesu kennt, der muss gehen, ganz gleich, wie weit er kommt. Wer geht, der verändert sich – der verändert auch die Welt.